

Predigt zum 24. Sonntag im Lesejahr C

„Der Hirte fragt nicht nach dem 'Warum'“

Lesung: 1 Tim 1,12-17 Evangelium: Lk 15,1-10

Lange habe ich meine Eltern angebettelt,
bis sie mir endlich erlaubten,
nachmittags erst nach 14 Uhr in den Kindergarten zu gehen
bzw. in die „Anstalt“, wie man damals sagte.

Denn davor war eine Stunde Mittagsruhe.
Das heißt, wir Kinder mussten uns hinsetzen,
die Arme auf dem Tisch verschränken, den Kopf darauf legen
und schlafen, oder zumindest absolut ruhig sein,
nicht schwätzen, nicht kichern,
am besten gar kein Lebenszeichen von sich geben.

Weil ich aber als Kind nie mittags schlief,
war dieses regungslos da sitzen und ruhig sein müssen
ganz schwer auszuhalten.

Natürlich haben öfter Kindern mit noch größerem Bewegungsdrang gestört.
Deswegen gab es am Ende der Mittagsruhe bisweilen
ein Bonbon und eine öffentliche Belobigung,
wenn eins von ihnen einmal auffällig ruhig gewesen ist.

Aber so sehr ich mich auch anstrengte, zu diesen Ehren bin ich nie gekommen. Wenn ich besonders leis war, fiel das nie auf,
weil ich sowieso immer ruhig war.
Aber jene, die immer Blödsinn machten, wenn die einmal ruhig waren,
dann merkte die Schwester das und belohnte sie.

Diese Ungerechtigkeit hat mich damals sehr geärgert und ich nahm mir fest vor: „Wenn ich einmal groß bin, dann will ich gerechter sein
und alle, wirklich alle, gleich behandeln.“

Von daher habe ich eigentlich einen sehr verständnisvollen Zugang
zu den Pharisäern des heutigen Evangeliums,
auch wenn sie so oft die schlechte Rolle spielen müssen.

Die waren ja in ihrem Selbstverständnis auch immer die Braven,
also jene, die Gott fürchteten, die seine Gebote hoch hielten
und ehrlich und nach allen Kräften versuchten, sie zu erfüllen.

Und wenn da einer wie Jesus behauptete, von Gott zu kommen,
dann war doch zu erwarten,
dass er ihre Anstrengungen honorierte,
also zuerst zu ihnen kam, sie ob ihres Engagements lobte
und ihnen die Liebe Gottes zusagte.
Das hatten sie sich doch viel mehr verdient als Zöllner und Sünder.
Alles andere wäre ungerecht.

Und weil Gott „der Gerechte“ ist,
war die Tatsache, dass Jesus zu diesem Pack ging,
im Grunde schon der Beweis, dass er nicht von Gott kommen konnte.
„Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen!“
Damit war für sie eigentlich schon alles gesagt.

Mein eigener Vorsatz, alle absolut gleich behandeln zu wollen,
bekam aber bald schon einen Knacks,
als ich nach dem Abitur eineinhalb Jahre Ersatzdienst
bei der Lebenshilfe machte.
Dort lernte ich unter jenen, die man „Behinderte“ nennt,
nicht wenige bewundernswerte Charaktere kennen,
die mich beeindruckten und an die ich bis heute gerne denke.
Mancher unter den Körperbehinderten war im Umgang mit seinem Handicap
zu einer Persönlichkeit gereift,
wie man sie auch unter den so genannten „Normalen“ nicht oft findet.
Mancher der „geistig Behinderten“
sprühte nur so vor Lebensfreude und erfrischender Unkonventionalität,
dass es ansteckte und Mut machte,
sich auch selbst ein wenig von der eigenen Grauheit zu lösen.
Und viele von ihnen schafften es, mit dem wenigen, das sie hatten,
wirklich zufriedene Menschen zu sein.
Viel häufiger als bei den so genannten „Normalen“,
obwohl die doch meistens mehr haben.

Das prägte mich so,
dass ich in den folgenden Jahren manchmal sehr giftig reagierte,
wenn ich merkte, dass Menschen, die halt nicht
die gleichen intellektuellen Fähigkeiten haben wie andere,
deshalb ausgenutzt oder weggeschoben oder gar verlacht werden.

Aber fängt man damit nicht auch schon an, ungerecht zu werden?
Wenn man jene, die mit einer Behinderung zu kämpfen haben,
mehr bevorzugt als andere?

„Natürlich nicht“, sagt der Verstand, „denn ungerecht ist es doch,
wenn andere ein wenig schlauer sind und das ausnutzen.
Besondere Rücksicht gleicht das in dem Fall doch nur aus.“

Denn wer intellektuell ein wenig schwächer ist,
der hat es sowieso schwerer.
Und schließlich kann er doch nichts dafür.“

Ja, aber - was ist, wenn er etwas dafür kann?
Wenn jemand sich z.B. durch Drogenkonsum dauerhaft geschädigt hat?
Wie schnell drängt sich da ein „Selber schuld“ auf die Lippen
und appelliert so ans Gerechtigkeitsempfinden zu dem Schluss zu kommen:
„Das hat er sich selber eingebrockt,
das muss er auch selber auslöffeln.“

So dachten wohl auch die Pharisäer,
wenn sie auf die Zöllner und Sünder schauten:
„Das haben sie sich selber eingebrockt,
das müssen sie auch selber auslöffeln.“

Aber da kommt dieser Jesus und behauptet:
‘Ich mach’s anders. Weil: Gott macht’s anders.’

Der fragt nicht, warum dieses eine Schaf verloren ist.
Ob es nur zu verträumt war und so den Anschluss verpasst hat,
oder ob es dickköpfig glaubte, alles besser zu wissen, auch den Weg.
Ob es zu arrogant war, hinter den anderen her zu weiden

oder sich gestritten hat und davongelaufen ist.
Vielleicht ist es wirklich selber schuld.
Aber danach fragt Gott nicht.

Die Tatsache, dass es verloren ist, zählt für ihn,
nicht der Grund.

So ist's ja auch beim Gleichnis vom Barmherzigen Vater:
Der jüngere Sohn ist sicher „selber schuld“,
aber das kann die Liebe des Vaters nicht auslöschen.

Mit diesen Gleichnissen stellt Jesus mich in Frage,
wie er auch die so gerechten Pharisäer in Frage stellt:
Wie viele Nöte gibt es doch, die ich nicht anerkenne,
für die ich alle möglichen vielleicht auch „gerechten“ Gründe finde,
warum sie mich nichts angehen:

Der Bettler in der Fußgängerzone,
der Asylbewerber, der nicht damit zufrieden ist, wie man ihn behandelt,
die Jugendlichen, die auf der Straße rumhängen und nur Blödsinn machen.
Für sie alle wüsste man schon, was sie tun müssten,
um sich selber zu helfen.

Aber Gott geht jedem von ihnen nach.
Er fragt nicht nach dem Warum.
Und damit stellt er meine so gepflegte Gerechtigkeit in Frage.

Denn im Nachdenken wird mir schon klar:

All die Beispiele eben, das könnte auch ich selber sein,
wenn nur die Umstände ein wenig anders gewesen wären:

Eine Ehekrise, Verlust des Arbeitsplatzes und der Wohnung,
und schneller, als mir lieb ist,
könnte auch ich als Bettler auf der Straße stehen.

Die Nöte, die Menschen aus Kriegsgebieten treiben oder
aus der absehbaren Hungersnot in unaufhaltsam versteppenden Gegenden,
die würden auch mich veranlassen,
meine Familie in Sicherheit bringen zu wollen,
und schon wäre ich ein Asylant wie jeder andere auch.

Und was kann ich dafür,
dass ich Eltern hatte, die sich um mich sorgten,
einen Glauben, der mir mit vernünftigen Regeln Halt gab,
und Freunde und Vorbilder, die mir gute Wege nahelegten?
Ohne sie wäre ich wohl auch nur irgendwo sinnlos rumgehängt.

Wenn ich ehrlich bin,
dann hat es manche Weiche in meinem Leben gegeben,
da hätte es auch ganz anders gehen können.

Und manche Weggabelung wird bestimmt auch noch kommen.

Aber wie ich mich auch entscheiden werde,
nie kann mein Weg an irgendeinen Ort führen,
wo Gott mich nicht suchen würde.

Mensch, bin ich froh, dass das so ist.